

Schublade wird noch gesucht

Konzert Die jazzpreisgekrönte Band Schneeweiß & Rosenrot hat im Bix gespielt. *Von Ulrich Kriest*

Gäbe es Schneeweiß & Rosenrot nicht bereits, man müsste diese Band erfinden. Sofort. Und am besten an Musikhochschulen, wo man davon träumt, man könne, wenn denn die Kreativität stimmt, die Jazz- und Pop-Studiengänge einfach zusammenlegen, um die Quadratur des Kreises zu wagen. Kreative, moderne Musik mit Niveau und kommerziellem Massenappeal.

Schneeweiß & Rosenrot, die junge Band aus Berlin: vier Musiker – zwei Frauen, zwei Männer – aus vier Ländern, die seit nunmehr auch schon drei Alben ihre komplexen Pop-Chansons mit den künstlerischen Mitteln zelebrieren, die sie sich im Rahmen ihrer Jazz-Studien zwischen Zürich, Kopenhagen und Berlin erarbeitet haben. Seit ihrem umjubelten Auftritt auf dem Festival von Moers 2010 eilen die vier Musiker von Erfolg zu Erfolg. Im Frühjahr 2012 gewannen sie in Mannheim das Finale des Neuen Deutschen Jazzpreises – einen Publikumspreis. Doch auch die Kritiker weiß das schubladenresistente Quartett auf seiner Seite.

Man verfügt mit der Schweizerin Lucia Cadotsch über eine souverän mehrsprachige Sängerin mit Ausstrahlung, die gebürtige Berlinerin Johanna Borchert beherrscht frei die komplette Palette zwischen Klassik, Jazz und Neuer Musik, und die Rhythmusgruppe groovt mühelos zwischen Free-Jazz, Trip-Hop nebst allen nur denkbaren Zwischenformen. Was sich auf dem Papier gut liest, auf Tonträgern wie „Pool“ überzeugend klingt und live auf hohem Niveau bestens unterhält, traf am Dienstagabend auf erstaunlich überschaubares Publikum, weil eine der interessantesten, bestimmt aber erfolgreichsten jungen Bands offenbar in Stuttgart noch unter „Geheimtipp“ rubriziert wird.

Immerhin: so war im Anschluss an das gelungene Konzert hinreichend Platz, um zu diskutieren, wie tragfähig denn ein Kreuzüber von Pop und Jazz nun wirklich ist. Denn Hits wie „Pretty Frank“ dürfte es für Pop-Freunde an Hit-Qualitäten mangeln. Weshalb wir für Schneeweiß & Rosenrot vorläufig die Schublade „Angeschragte Pop-Kleinkunst für aufgeschlossene Jazz-Hörer mit Humor“ öffnen. In der Hoffnung, diese etwas ausgefallene Zielgruppe möge bis zum nächsten Auftritt des Quartetts im Bix fertil ins Kraut schießen.

Kino

Neumann gegen Quote für Deutsche

Kulturstaatsminister Bernd Neumann (CDU) lehnt trotz des gesunkenen Marktanteils für den deutschen Film die Einführung einer Quote ab. „Wir wollen keine Zwangsvorgaben, die Filme müssen sich schon ein Stück weit auch am Markt bewähren“, sagte Neumann vor Beginn der Berlinale. Der Marktanteil deutscher Filme ist im vergangenen Jahr von rund 22 auf 18 Prozent gegenüber dem Vorjahr gesunken. In Frankreich, wo es seit langem eine Quote gibt, liegt der Anteil heimischer Produktionen dagegen bei etwa 40 Prozent. „In Frankreich gibt es eine andere Kultur und Tradition“, sagte Neumann. „Wir wollen überzeugen und fördern, damit Qualität Vorrang hat, aber wir wollen keine zentralen staatlichen Vorgaben machen.“

Der CDU-Politiker verwies darauf, dass der Anteil deutscher Filme immer bestimmten Schwankungen unterliegt. „Das ist wie bei Wein. Manchmal gibt es einen guten Jahrgang und manchmal einen weniger guten, aber das Wichtige ist doch: Die Tendenz ist insgesamt positiv.“ Auch dass es unter den insgesamt 19 Filmen im Wettbewerb der Berlinale nur einen deutschen Kandidaten gibt, sieht Neumann gelassen: „Wir müssen uns davon lösen, alles nur durch die deutsche Brille zu sehen.“ dpa

Berlin

Helmut Schmidt lehnt Stadtschloss ab

Alt-Bundeskanzler Helmut Schmidt (SPD) hat sich gegen den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses ausgesprochen. „Ich würde es nicht wieder aufbauen“, sagte der 94-Jährige in der von ihm herausgegebenen „Zeit“. Er bezweifelte, dass das breite Publikum dieses Schloss wirklich wolle. „Ich frage mich ganz grundsätzlich: Was soll das eigentlich?“ Schmidt kritisierte, dass der Bund den Großteil der Kosten zahlen soll. „Die Großartigkeit, mit der in Berlin das Geld anderer ausgegeben wird, ist phänomenal“, so Schmidt. epd

Kicken mit Katholiken

Architektur In Tübingen hat die Diözese Rottenburg-Stuttgart eine alte Professorenvilla zum theologischen Campus erweitern lassen. Geplant wurde das Ensemble vom Stuttgarter Büro Patzner Architekten. *Von Amber Sayah*

Das Johanneum („Jo“) ist die ehemalige Villa des Klinikdirektors und Professors der Chirurgie Paul von Bruns – keine Verbindung, auch wenn's von außen so wirkt.“ Das steht bei „Party-moon“, einem Internet-Veranstaltungskalender für Tübingen, über das großbürgerliche Anwesen zu lesen, das um 1900 von Nachfahren des berühmten Arztes und Erfinders der sterilisierten Verbandswatte in der Universitätsstadt erbaut worden war. Als Architekten hatte die Familie Bruns die Stuttgarter Eisenlohr und Weigle angeheuert – damals so ziemlich das Feinste, was ein Bauherr im weiteren Umkreis kriegen konnte. Vom gleichen Büro stammt auch das Schiller-Nationalmuseum in Marbach am Neckar und das ehemalige Reichsgerichtsgebäude in Leipzig. Und dass Party-moon sich nicht von ungefähr an den Sitz einer studentischen Verbindung erinnert fühlt, erklärt sich durch das unweit gelegene, herrschaftliche frühere Corpshaus der Suevia. Architekten: Eisenlohr und Weigle.

In der Villa Bruns wurden und werden aber keine Messuren geschlagen noch organisierte Saufgelage abgehalten. Seit 1935 befindet sich das Haus im Besitz der Katholischen Kirche, die darin ein zweites Theologenkonvikt neben dem traditionellen Wilhelmsstift einrichtete, das sogenannte Johanneum. Vor Kurzem hat die Diözese

Qualität zeigt sich in den sorgfältigen Details.

Rottenburg-Stuttgart nun ein neues Kapitel in der Geschichte des Gebäudes aufgeschlagen: Rund um das „Jo“ sind ein Studentenwohnheim, ein Seminargebäude und eine Kapelle entstanden, die sich mit dem Altbau zu einem kleinen theologischen Campus gruppieren.

Die Entscheidung, am Standort Tübingen in die Ausbildung des Priesternachwuchses zu investieren, hat nicht nur eine eher unrühmliche Episode in der Vergangenheit der denkmalgeschützten Bruns-Villa beendet – einen roh angeklatschten Erweiterungsbau aus den Fünfzigern –, mit ihr erweist sich die Diözese auch wieder als außerordentlich qualitätsbewusster Bauherr. In Stuttgart etwa hat sie sich als solcher in den letzten Jahren mit Projekten wie der Domsingschule oder dem Haus der Katholischen Kirche in der Königstraße hervorgetan. In Tübingen gewannen Patzner Architekten aus Stuttgart den Wettbewerb mit einem Konzept, das im Gegensatz zu anderen Teilnehmern keinen großen Riegel an die Straße stellte, sondern das Bauprogramm in mehrere Kuben auflöste.

Der Riegel hätte den Vorteil gehabt, alle Funktionen unter einem Dach zu vereinen. Man wäre in Pantoffeln von seinem Zimmer ins Seminar und von dort aus in die Kapelle gelangt. Die Unbequemlichkeit, dass man nun festes Schuhwerk und manchmal



Die Neubauten des Konvikts und die Villa Bruns – auf dem Platz wird im Sommer der Theo-Cup 2013 ausgetragen.

Fotos: Stefan Hohloch

auch einen Schirm braucht, um den Hof zu überqueren, wird durch die städtebaulichen Vorzüge des Patzner-Entwurfs aber mehr als aufgewogen: Maßstäblich fügen sich mehrere kleine Baukörper besser in die gründerzeitliche Wohnbebauung des Quartiers ein, während der Hof, den sie in ihrer Mitte ausbilden, das Gemeinschaftsleben zugleich versinnbildlicht und anregt.

Die Mannschaften des nationalen Theologen-Fußballturniers haben das Johanneum denn auch gleich als Austragungsort des „Theo-Cups 2013“ auserkoren.

Es erweist sich deswegen als richtig, dass der Denkmalschutz die ursprüngliche Absicht der Architekten, die Kapelle im Park zu platzieren, abgelehnt hat. Abgesehen davon, dass der Hof erst durch die Rah-

mung von vier Seiten zum Hof wird, hätte ein Neubau den alten Baumbestand einerseits empfindlich gestört, andererseits wäre das Kirchlein in ein Abseits geraten, das auch der Bauherr nicht gutheißen konnte. Statt ein exterritoriales Sonderdasein zu führen, gehört die Kapelle aus Theologensicht mitten ins Leben. Daher steht sie nun zwischen dem Seminargebäude und dem Wohnheim, gleicht diesen in Volumen und einfacher kubischer Form, ist aus dem selben grauen Backstein und unterscheidet sich nur durch die schmalen Fensterformate und das gemauerte Kreuz an der Südost-Fassade. Die feinen Betongitter der Brüstungen und Fenstereinfassungen der anderen Bauten scheinen dafür weltlichen Ursprungs zu sein, zitieren aber ein Motiv von Le Corbusiers Kloster La Tourette.

Material, Formen, Konstruktion – nichts ist an dieser Architektur teuer oder exzentrisch. Die Baukosten für die gesamte Anlage betragen 5,8 Millionen Euro. Der kulturelle Anspruch manifestiert sich hier in der Präzision der städtebaulichen Komposition und der Sensibilität, mit der das Ensemble in den Bestand eingefügt ist. Die sorgfältige Planung reicht dabei bis in Details wie die steinernen Dachkanten und die Möblierung, die – Wunder über Wunder – vom Bauherrn den Architekten überlassen wurde und deshalb wunderbar passt.



Einfach und mitten im Leben: die Kapelle des Johanneums

Wichtig meißelt er mit der rechten Hand

Konzert Der Pianist Rudolf Buchbinder spielt im Stuttgarter Beethovensaal Sonaten von Beethoven. *Von Markus Dippold*

Hört man sie heute, fällt es schwer, sich vorzustellen, wie verstörend Beethovens Klaviersonaten in seiner Zeit gewirkt haben. Dennoch umweht diese Werke bis heute die Aura des Besonderen, wie auch beim umjubelten Gastspiel von Rudolf Buchbinder deutlich wurde. Der 66-Jährige steckte im voll besetzten Beethovensaal einen spannenden Weg ab, vom Erstlingswerk, der Sonate f-Moll aus op. 2, bis zu zwei zentralen Stücken der mittleren Schaffensphase, den „Sturm“ und „Jagd“ genannten Sonaten op. 31.

Man merkt Buchbinder an, dass er sich hier auf verrautem Terrain bewegt, in den

letzten Jahren hat der Österreicher mehrfach den ganzen Beethoven-Zyklus aufgeführt. Technisch bereiten ihm die fünf Sonaten an diesem Abend keine Hürden. Das gestochen scharf artikulierte Viertelthema der f-Moll-Sonate ist ebenso deutlich wie die schnellen Fanfaren-Motive des Es-Dur-Werks aus op. 31. Buchbinder kann sich immer wieder den Luxus flatter Tempis und einen stürmischen Gestus leisten.

Allerdings hat man dabei immer wieder den Eindruck, dass dieser Spielart ein gewisser Selbstzweck anhaftet und letztlich gelingt es dem Musiker nicht immer, aus dem Motivgeplänkel höhere Kunst zu des-

tillieren. Am deutlichsten zeigt sich das in der Sonate G-Dur op. 14. Da zwitschern die Terzen und flattern die kleinen Motive mit ihren charakteristischen Aufschwüngen, doch man erkennt nicht, wohin das zielt. Teilweise ist das auch bei den rauschenden Läufen der Sonate Es-Dur op. 31/3 zu erleben. Rudolf Buchbinder rast technisch vorbildlich durch diese Jagd-Szenerie und gewinnt dem Konzertflügel beachtliche klangliche Größe ab.

Interessanter ist sein Spiel aber eindeutig dann, wenn die zerklüftete äußere Form Beethovens ihn zu einer radikaleren Haltung zwingt, etwa in der Fantasie-artigen 13. Sonate. Nachdenklich legt der Pianist den ersten Satz an, gibt den Tonleiterfiguren der linken Hand etwas Grüblerisches und treibt in der Folge die extremen Dynamikunterschiede auf die Spitze.

Klanglich besonders reizvoll fällt an diesem Abend im Beethovensaal der Finalsatz aus. Die Adagio-Abschnitte nimmt Buchbinder beinahe singend, während die schnellen Passagen eine ungewöhnliche Härte im Anschlag und Tonfall aufweisen. Die fand sich teilweise auch in der „Sturm“ genannten d-Moll Sonate in der zweiten Programmhälfte wieder. Buchbinder rast wieder durch die Figurationen des ersten Satzes, meißelt wichtige Synkopen der rechten Hand und lässt sich Zeit für die Largo-Takte, die ein genussvolles Innehalten, ein Atemholen in diesem stürmischen Kontext darstellen.

Genau aus diesen pointierten Kontrasten zieht dieser Konzertabend seine Stärke und demonstriert dabei auch, warum Buchbinder, zumindest teilweise, zu Recht viel Beifall erhalten hat.

Naomi Fearn

